

(Nachdruck verboten.)

Der Roman einer Verschwörung.

83

Von A. Ranc.

Ins Deutsche übertragen von Marie Kunert.

Die Bestürzung war allgemein. Als der erste Dreispiz an der niedrigen Thür von Notre-Dame erschien, war es dem Pfarrer, den Kaplanen und dem Sakristan, als wären sie gerettet. Der Dreispiz gehörte dem Gendarmierewachtmeister. Hinter ihm marschirten vier Gendarmen in voller Uniform. Der Polizeikommissar folgte ein wenig weiter hinten und plauderte mit einem kleinen Herrn von kränklichem Aussehen, den niemand kannte.

„Sie langweilen mich mit Ihren Dieben,“ sagte der Letztere, der kein anderer war, als der treffliche Degrange, der kürzlich nach Poitiers zurückgekehrt war. „Sie langweilen mich; ich habe Besseres zu thun. Denken Sie denn, daß Sr. Excellenz der Herzog von Rovigo mich hierhergeschickt hat, um auf diesem Gebiet zu arbeiten? Schließlich will ich aber einem Kollegen gefällig sein und Ihnen einen Fingerzeig geben. Aber beeilen wir uns.“

Schon hatten die Gendarmen eine ausführliche Durchsuchung begonnen. Sie prüften die Thür sorgfältig, durch welche die Diebe hineingekommen waren, die erbrochenen Opferstöcke, die Schränke in der Sakristei und das Uebrige. Ueberall war der Einbruch offenbar ohne jede Ueberstürzung ausgeführt worden. Man fühlte, daß hier eine sichere, geübte Hand mit auserwählten Instrumenten gearbeitet hatte.

„Sehen Sie doch, Herr Polizeikommissar,“ sagte der Gendarmierewachtmeister, „glauben Sie, daß Neulinge so saubere Arbeit machen können?“

„Ja,“ antwortete der Polizeikommissar, „es sind augenscheinlich Diebe von Profession oder Schlosser. Aber,“ fuhr er, sich an Degrange wendend, fort, „das ist es gerade, was unsere Nachforschungen irreführt und mich verwirrt. Alle Schlosser der Stadt sind ehrliche Leute. Es ist nicht ein einziger unter ihnen, dessen Lebensführung nicht streng beobachtet worden wäre. Woher soll man aber die Diebe von Profession nehmen? Wo verbergen sie sich? Wir haben hier keine wandernde Bevölkerung. Es ist, um aus der Haut zu fahren!“

Degrange sagte kein Wort. Er sah mit scheinbar gleichgültigem Blick um sich. Man suchte in der Sakristei, wo eine schreckliche Unordnung herrschte. Es fand sich nichts Belastendes, was die Polizei auf die richtige Spur bringen konnte. Der Kommissar und die Gendarmen gingen von der Thür zum Altar, vom Altar nach der Sakristei und wechselten enttäuschte Blicke. Man hörte von dem Plage her das Summen und Murren der Menge. Die Ruhmesträume des Polizeikommissars Galerne versflogen. Er sah sich schon als Mittelpunkt des Stadtgespröches.

Plötzlich fühlte Degrange, der mechanisch mit dem Stock nach rechts und links stieß, in einer dunklen Ecke einen Gegenstand, den man noch nicht bemerkt hatte. Er spießte ihn mit der Spitze seines Stockes auf und hob ihn hoch.

„Was ist dies?“ fragte er.

Es war eine alte Mütze, die wahrscheinlich von den Dieben vergessen worden war. Jeder untersuchte sie neugierig.

Mitten in dem allgemeinen Schweigen stieß ein Gendarm die Worte zwischen den Zähnen hervor:

„Seh' ich denn recht? Ich möchte darauf schwören, daß dies die Mütze von Vater Descoffes ist.“

Degrange allein hörte ihn. Er fuhr zusammen und drückte heftig die Hand des Gendarmen, wie um ihn zum Schweigen zu bringen. Der machte große, erstaunte Augen.

„Haben Sie die Güte, den Thatbestand aufzunehmen, Herr Kommissar,“ sagte Degrange, und steckte die Mütze unter seinen Rock; wir werden uns in der Mairie treffen. Ich habe eine Idee. Ich will sehen, ob sie etwas taugt und brauche dazu die Begleitung dieses braven Gendarmen, den der Herr Wachtmeister mir wohl für einige Augenblicke abtritt.“

Degrange und der Gendarm gingen hinaus und drängten sich schnell durch die Menge. Sie stiegen die Treppe hinauf, die vom Marktplatz nach dem Justizpalast führt. Degrange

zog den Gendarmen in eine Ecke und sagte mit vor Erregung zitternder Stimme:

„Sie glauben, daß diese Mütze Descoffes gehört, dem Inspektor der „Heimsuchung“?“

„Ich möchte die Hand darauf ins Feuer legen, ich habe ihn mit dieser Mütze oder einer ganz ähnlichen hundert Mal gesehen. Uebrigens können wir sie ihm ja zeigen. Man wird sie ihm gestohlen haben, dem braven Vater Descoffes.“

Degrange lächelte.

Welch' ein Lichtstrahl! dachte der Privatspiz des Herzogs von Rovigo bei sich. Wenn mein Instinkt mich nicht täuscht, so ist jetzt alles mit einem Schlage aufgeklärt. Ja, so ist es. Es kann nicht anders sein. Die wiederholten Diebstähle, die unsafahren Diebe, die noch dazu ihr Handwerk gründlich verstehen, während es in Poitiers keinen ehemaligen Sträfling giebt! Descoffes gehört zu der Bande, und die Bande haust in der „Heimsuchung“. Für einen Provinzler nicht schlecht ausgedacht! Und wenn die Diebe ein- und ausgehen, warum sollen die Politischen es nicht auch? Das wäre der Schlüssel für Alles. Jetzt begreife ich, wie es möglich war, daß nach Rochereuil's und Georget's Verhaftung die Zensur der Gesellschaft weiter in Poitiers zusammen kommen konnte. Die Berichte logen nicht. Hier ist der Zufall wieder einmal der Herrscher. Ohne ihn wären wir zu nichts gekommen. Ach, Rochereuil, diesmal glaube ich Dich zu fassen! Wenn Du nicht nächstens zwölf Kugeln im Kopfe hast, dann bin ich ein Pechvogel.“

Der Gendarm stand noch immer da und sah noch bestürzter aus als vorher.

Degrange verabschiedete ihn und empfahl ihm absolutes Stillschweigen.

Wenn Du Brigadier werden willst, mein Dieber, dann kein Wort zu irgend jemand, auch nicht zu Deinem Wachtmeister.“

Der Gendarm erröthete vor Ueberraschung und Freude. Er grüßte militärisch und machte Kehrt.

Degrange ging alsbald schnellen Schrittes nach der „Heimsuchung“. Er klopfte, und Descoffes kam, um ihn zu öffnen. Der Inspektor war allein.

„Hier ist ein Befehl des Herrn Polizeiministers,“ sagte Degrange in entschiedenem Tone. „Lassen Sie mir den Gefangenen Rochereuil sofort herunter führen.“

Descoffes war es, als bekäme er einen Schlag über den Kopf. Die Beine zitterten ihm. Sein röthliches Gesicht entfärbte sich; die bläulich schimmernden Wangen wurden grün. „Ich glaube“, stammelte er, „daß Herr Rochereuil sich niedergelegt hat. Er war heute Morgen unwohl.“

Ein Strahl des Triumphes brach aus den Augen Degrange's.

„Nun gut“, sagte er kalt, „wenn der Gefangene krank ist, so führen Sie mich in sein Zimmer.“

„Aber er schläft“, erwiderte Descoffes und versuchte dabei, seine würdevolle Haltung wieder anzunehmen.“

„Ach, er schläft; das ist etwas anderes, und der Abbé Georget schläft wohl auch?“

Descoffes erwiderte kein Wort. Seine kleinen Augen waren vom Schrecken weit aufgerissen, und seine Zähne klapperten. Degrange zog die Mütze hervor, die er bis zu diesem Augenblick verborgen gehalten hatte.

„Kennst Du das?“ fragte er.

„Da — das ist eine Mü — Mü — Mütze“, antwortete Descoffes stotternd.

„Es ist die Deine und ich habe sie heute Morgen in der Sakristei von Notre-Dame gefunden. Verstehst Du?“

Descoffes suchte sich mit Gewalt zu beherrschen.

„Nein,“ sagte er, „diese Mütze gehört mir nicht, da ist meine, sie hängt an der Wand.“

„Höre,“ begann Degrange mit kalter harter Stimme, „ich habe keine Zeit zu verlieren. Ich werde Dir sagen, was Du gethan hast, ohne mir die Mütze zu geben, Dich noch länger auszufragen. Diese Mütze ist heute Nacht von Dir oder einem Deiner Mitschuldigen in Notre-Dame zurückgelassen worden. In jedem Falle kommt sie aus dem Gefängniß. Du bist ein Räuber! Du hast den ganzen Winter hindurch in Poitiers gestohlen; die Gefangenen sind Deine Helfershelfer. Wenn man hier alles durchsuchte, fände man gewiß

Dietriche und Brecheisen. Aber das ist nicht alles: die Politischen gehen hier ein und aus, wenn sie wollen. Sie haben Dich bezahlt, oder sie haben Dein Treiben entdeckt und Dich nach ihrer Pseife tanzen lassen. In diesem Augenblick sind Rochereuil und Georget draußen. Du weißt nun Bescheid, Bursche! . . .“

Descosses drehte sich in seiner Zelle herum, wie ein Bär in seinem Käfig. Er ballte die Fäuste, und die Adern an Hals und Stirn schwellen an.

„O, nicht bössartig sein,“ fing Degrange ruhig von neuem an; „wenn Du Dich rührst, mache ich Dich kalt.“

Descosses fuhr fort, sich herumzudrehen, ohne etwas zu antworten; er athmete geräuschvoll. Dann ging er an das Fenster, öffnete es und athmete mit vollen Lungen; darauf trat er auf Degrange zu und pflanzte sich, die Hände in den Taschen, vor ihm auf.

„Nun gut,“ sagte er mit frechem Tone, „es ist so. Laß mich todtschießen.“

„Nicht so schnell. Du gestehst also, das ist schon nett. Jetzt antworte auf meine Fragen.“

„Wenn es mir paßt. Ich bin abgefaßt, aber ich werde die Freunde nicht verkaufen. Ich pseife auf Dich . . .“

„Höre, Bursche, ich sage Dir, daß Du mit solchen Manieren bei mir kein Glück hast. Du wirst gelinde Saiten anziehen, das ist das Beste, was Du thun kannst. Höre also: wenn Du offen und ehrlich bist, kann ich Dir freilich nicht garantieren, daß Du Deine Stellung behältst. Du begreifst, daß das über meine Macht hinausgeht. Aber im Gefängniß wirst Du Vergünstigungen haben, und ich verspreche Dir, daß Du nicht zu lange dort bleiben wirst; dann werde ich Dich nach Paris kommen lassen. Ich werde Dich bei der Musik*) verwenden, und wenn Du Dich gut führst, wirst Du in fünf oder sechs Jahren begnadigt. Wenn Du aber frech bist, nun, Bursche, dann schicke ich Dich nach Rochefort und werde dafür sorgen, daß man es Dir gehörig eintränkt. Nun wähle.“

„Ich habe schon gewählt, mein Gebieter. Ich werde sagen und thun, was Sie wollen. Sie haben mich in der Hand.“

„Wann haben Rochereuil und Georget die „Heimsuchung“ verlassen?“

„Am demselben Tage, als man mir die fünf andern Politischen, die in Einzelhaft gehalten werden, brachte. Das heißt: nein, es war am Abend vorher.“

„Sehr gut. Sie müssen zurück kommen?“

„Sie haben es mir versprochen.“

„Du glaubst, daß sie ihr Versprechen halten werden?“

„Ja, so oft sie draußen waren, sind sie auch zurück gekommen; sie waren nicht gezwungen, es mir zu sagen. Ich hätte sie auch so gehen lassen müssen auf die Gefahr hin, meine Stelle zu verlieren; denn sie wußten Alles und drohten, mich anzuzeigen.“

„Wie hatten sie es erfahren?“

„Ich glaube, der Bengel, der Louis Rochereuil, hat uns eines Nachts verfolgt.“

„Wie oft sind sie ansgegangen?“

„Einmal Rochereuil und der Abbé, ein anderes Mal Rochereuil allein, und dann das letzte Mal beide zusammen.“

„Wie kommen sie gewöhnlich herein?“

„Wie wir, durch die Gärten der Rue des Hautes-Treilles; von da springen sie in die Gasse, und ich erwarte sie, um ihnen die kleine Thür zu öffnen, die auf den Hügel zu geht, dort, wo kein Posten ist.“

„Wie erfährst Du, in welcher Nacht Du sie diesmal erwarten mußt?“

*) Im Gefängnißjargon bezeichnete man mit dem Namen „Musikanten“ diejenigen Verurtheilten, welche zur Belohnung für wichtige Aussagen oder andere Dienste, die sie der Polizei geleistet hatten, in Paris bleiben durften, statt daß sie ihre Strafe im Bagno oder in den großen Zentralgefängnissen abbüßten. In den Gefängnissen La Moquette, La Conciergerie und Sainte-Pélagie erhielten sie dann kleine Vertrauensposten als Hilfsaufseher, Badewärter, Lazarethgehilfen u. s. w. Sie bildeten die Privatpolizei des Direktors. In jedem Morgen hatten sie Bericht zu erstatten. Da sie meist viel gereift waren, kannten sie das Personal der Bagno's und Zentralgefängnisse vortreflich. Hauptsächlich sollten sie die rückfälligen Verbrecher, die ihre Identität leugneten, wiedererkennen. Sobald ein solcher Verbrecher der Polizei in die Hände fiel, telegraphirte der Präfekt einfach an die Gefängnißdirektoren: „Musik schicken! Sofort eilen dann die Musikanten von La Moquette, Sainte Pélagie, la Santé und der Conciergerie nach der Polizeipräfektur. Der Musikant, der einen ehemaligen Kameraden erkannte, erhielt eine Belohnung.“

„Louis wird mich benachrichtigen; das ist mit ihnen verabredet.“

„Höre jetzt und versuche, mich zu verstehen. Ich habe wie Du die Idee, daß Rochereuil und Georget zurückkehren werden. Da ich sie ablassen will und ich Dich dabei brauche, werden wir uns vorläufig mit Notre-Dame und Deinen anderen Streichen nicht beschäftigen. Ich werde die Untersuchung aufhalten.“

„Ach, Herr Degrange, wenn Sie großmüthig sind, dann nehmen Sie mich doch gleich in Ihre Polizei; ich würde Ihnen alle meine Leute und den Fehler auch angeben!“

„Du bist ja ein prächtiger Bursche! . . . Rede hier keine Dummheiten. Ich habe es eilig. Bis auf neuen Befehl wirst Du also scheinbar Inspektor des Gefängnisses bleiben. Da Du sehr wohl im Stande bist, Dich hier noch aufs hohe Pferd zu setzen, so wird einer meiner Agenten hier einquartiert und Dich keinen Schritt breit verlassen. Wenn Du einer lebenden Seele ein Wort sagst, ist alles vorbei, und Du versalst auf dem Anger. Wenn Der junge Rochereuil kommt, um Dich zu benachrichtigen, daß unsere beiden Anstreifer zurückkehren, so wirst Du es mir mittheilen. Das ist alles. Das übrige ist meine Sache.“

„O, jetzt begreife ich. Sie können mich nicht entbehren, um die Beiden abzufassen. Natürlich, wenn sie erfahren, daß mir ein Unglück zugestoßen und der brave Vater Descosses nicht mehr da ist, um ihnen die Thür zu öffnen, dann würden sie fliehen. Und Sie wissen, die beiden sind pffiffig. Ihre Spigel würden sie nicht erwischen. Darum sperren Sie mich nicht gleich ein. Aber sagen Sie mir doch, Herr Degrange, was Sie thäten, wenn ich nicht wollte?“

„Fängst Du schon wieder an? Du hast mich doch vorher verstanden. Laß es mich nicht wiederholen und hüte Dich, wenn Dir Deine Haut lieb ist. Ist Deine Frau mit dabei?“

„O nein, Herr Degrange,“ antwortete Descosses, die Hände faltend, „ich schwöre Ihnen, nein; die arme, theure Seele! Sie ahnt nicht einmal etwas. Es giebt kein unschuldigeres Wesen auf der Erde, Herr Degrange.“

„Ob unschuldig oder nicht, Du hast es nöthig, daß sie draußen bleibt. Ich durchschaue Deinen Plan, Bursche. Nun aber mein letztes Wort: wenn Du nicht marschirst, wie ich will, lasse ich Deiner Frau ihre fünf Jährchen aufbrennen.“

„Ich werde marschiren, Herr Degrange, ich werde marschiren . . .“

„Das läßt sich hören. Jetzt Augen offen und Mund zu! Bei der ersten Nachricht von Rochereuil und Georget benachrichtigst Du mich. Einer meiner Leute wird sich hier einfänden. Du wirst sagen, daß es ein Hilfswärter ist, den Du angenommen hast, um es leichter zu haben. Da fällt mir ein, wie viele von der Bande sind im Gefängniß?“

„Drei, Herr Degrange.“

„Hast Du die Idee gehabt?“

„O nein, Herr Degrange, einer, den ich unglücklicherweise früher draußen gekannt habe.“

„Gut, gut, man wird sie heute Abend abholen. Sie könnten Dir lästig werden und uns stören.“

Nachdem alles verabredet war, ging Degrange; er rieb sich mit außerordentlicher Freude die Hände.

„Vorangesetzt, daß sie zurück kommen“, sagte er bei sich. „Ja, sie werden kommen. Ich sehe ihren Plan noch nicht klar vor mir, aber ich weiß schon genug, um sie nach der Ebene von Grenelle zu schicken!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ländlich — Städtlich.

Skizze von Ludwig Lassen.

„Eine Depesche!“ . . .

„Für mich eine Depesche? — Ist das auch sicher, daß sie für mich ist, Stefan?“ polterte der Bauer, ohne die Hand nach dem Papier auszustrecken.

Auf das Stimmengeräusch hin kam die Bäuerin, eine kräftige, blonde Person mit nackten Armen und hochgehürztem Rock aus dem Kuhstall.

„Ist denn ein Unglück passiert?“ fragte sie.

Die Frau wischte umständlich ihre Hände an der groben Leinwandshürze ab und nahm das Telegramm.

„Na, willst Du es denn nicht aufmachen?“ fragte sie ihren Mann.

Doch Michel wußte ein Mittel, um sich nicht gleich entscheiden

zu müssen. Er wandte sich gegen den Briefträger: „Wie wär' es denn, wenn wir erst mal einen trinken?“

Die Frau stellte drei Gläser auf den Tisch und schenkte ein.

„Na,“ sagte der Briefträger zum Bauern, der das geheimnißvolle Papier forschend von der Seite anblickte, „neugierig seid Ihr nun gerade nicht!“

„Ach was!“ entgegnete die Frau, „sein Unglück erfährt man noch früh genug!“

Man trank.

„Ach, das brennt!“ meinte der Bauer und schnalzte mit der Zunge.

Der Briefträger ging.

Als man allein war, öffnete die Frau das Telegramm und entzifferte es mit leiser Stimme: „Vater todt. Beerdigung morgen.“ Die Ehegatten blinzelten einander an.

„Was, mein Vater todt?“ stieß der Bauer hervor.

„Er war alt!“ meinte die Frau; dann ging sie wieder in den Kuhstall.

Der Bauer folgte ihr, steckte die Hände in die Hosentaschen und stellte sich in einiger Entfernung von ihr hin.

Die Frau begann die Kähe zu melken, die Handgriffe waren regelmäßig und rhythmisch.

„Was hast Du?“ fragte der Bauer.

„Ich denke an die Base, die sich bei Deinem Vater eingeschlichen hat und ihn nun wohl beerben wird.“

Ein lauges Schweigen folgte. Nur die Kähe knirschten beim Rauern mit den Zähnen.

„Du hast recht,“ meinte der Bauer. „Es wird wohl am besten sein, wenn wir morgen zur Beerdigung fahren.“ — — —

Am nächsten Tage fuhr man. Das Wetter war trocken und ein frischer Wind blies.

Der Bauer trieb schnalzend sein Pferd an; er freute sich ordentlich darüber, endlich einmal eine Gelegenheit zu haben, aus dem täglichen Einerlei herauszukommen.

„Da ist ja schon das Dorf!“ Er schloß die Augen mit der Hand gegen die Sonne, um besser sehen zu können.

Sein Weib sagte nichts.

Wieder verging eine Weile. Man war in der Nähe des väterlichen Gehöftes.

„Wer ist denn das dort?“ meinte der Bauer mit einer Handbewegung.

Die Frau sah sichlich erschreckt hin; dann schlug sie ein Kreuz . . .

Am Hofthor machte sich der Todtsgeglaubte zu schaffen . . . Nein es war wirklich keine Täuschung mehr! . . . Der Alte lebte! —

Man war in das Gehöft eingefahren.

Michel nahm seine fünf Sinne zusammen. Stotternd begrüßte er den Alten.

„Da bist Du ja! Weißt Du, wir sind eigentlich zu Deiner Beerdigung gekommen, und nun stehst Du lebendig vor uns!“

„Zu meiner Beerdigung?“ . . .

„Ja! Zur Beerdigung!“ . . .

Der Alte lachte komisch.

In der Bäuerin stieg der Aerger auf. „Was ist das auch für eine Art, alle Welt zum Narren zu halten?“

Man ging in das Haus hinein, der Alte kopfschüttelnd, der Junge ärgerlich und seine Frau mit zusammengekniffenen Lippen und gelb vor Wuth.

An der Thür empfing sie die Base mit höhnischem Lachen und Willkommgruß.

Man nahm einen kleinen Imbiß.

Der Alte ging ans Fenster, sah nach dem Himmel und kam wieder nach dem Tisch zurück. „Es wird Regen geben,“ meinte er.

Alle sauten. Niemand sprach ein Wort.

„Es wird Regen geben!“ meinte der Alte nach einer Weile wieder.

Der Bauer verstand den Wink.

Mit der Hand schob er die Krümel vom Tisch und stand schwerfällig auf. Die Frau folgte seinem Beispiel.

Dann gingen sie hinaus und stiegen auf ihren Wagen.

„Guten Weg auch!“

Der Bauer knallte mit der Peitsche, und das Gefährt rollte über die holprige Dorfstraße fort.

Beide Eheleute sprachen kein Wort. Nur nach einer Weile meinte der Bauer:

„Nun ist's doch Dein Vater gewesen! Da werden wir wohl nichts erben!“ . . .

Kleines Feuilleton.

—w— **Äpfel.** Auf den Rähnen, die in Doppelreihen am Schiffbauerdamm liegen, werden einige der Bretter, die das Dach bilden, fortgenommen. Zwei von den Männern, die dieses ausgeführt haben, schwingen sich in den Innenraum eines Rahnes hinab. Zu beiden Seiten des den Rahn der Länge nach in zwei Hälften schneidenden Ganges liegen Äpfel in bretterverklebten Buchten; man sieht sie in allen Größen und Farben. Da sind solche vom Grün der Wiese, andere vom Hellgelb des Löwenzahnes und noch andere sind wie mit Blut bespritzt. Die Männer, die in den Rahn hinabgesprungen sind, kramen eine der Buchten in große Kiepen aus, die sie den auf dem Verdeck stehenden hinaufreichen. Diese schütten sorgfältig und lang-

sam den Inhalt in leere Körbe; jeder Apfel, der in den leeren Korb kollert, wird gemustert. Hat er einen kleinen Fleck, so ergreift ihn der Mann — es geht dem Apfel wie den Menschen: wenn sie anständig erscheinen, werden sie aus der Gemeinschaft ihrer Mitmenschen abgefordert.

Eine ganze Reihe Körbe mit den bunten Früchten steht nun schon auf dem Verdeck. Es ist, wie wenn die Äpfel aus ihren hohen Kiepen über die armseligen, aus ihrer Mitte gerissenen „Angestohenen“ lachen, die abseits in einem niedrigen Korb liegen.

Von dem Ufer aus, wo sie sich an das eiserne Geländer lehnen, sehen mehrere Arbeitslose dem Ausjuchen zu. Mit stierem Blick starren sie auf die Früchte, die das einzige Hellfarbige in dem dünnigen Grau des Novembertages sind. Die Menschen, die die Uferstraße entlang gehen, sind alle dunkel gekleidet, und aus den Schornsteinen der kleinen Schlepptampfer, die ab und zu auf dem Fluß eine Reihe schmutziger Rähne vorbeischieben, hängt sich der schwarze Rauch in die feuchte Luft.

Am Bürgersteig, dort, wo die Laupflanze vom Rahn mündet, fahren mehrere mit hohem Holzgitter bekleidete Wagen vor. Ein kleiner feister Mann in dicker, wollener Jacke, der schon auf sie gewartet, hat, geht auf den Rahn und handelt mit einer Frau, die aus der hinteren Kajüte des Rahnes gekommen ist. Auch die Kutscher haben den Rahn betreten. Sie warten, bis der kleine, feiste Mann ihnen einen Wink giebt; dann heben sie sich gegenseitig die Körbe mit den Äpfeln auf den Rücken und schleppen sie nach den Wagen, sie dort verstaubend. Mehrere ältliche, abgehäutete Arbeiterfrauen, die unter ihren schäbigen Tüchern freieren, drängen sich schüchtern an den Kutschern vorbei auf den Rahn. Sie gehen ängstlich nach den niedrigen Körben, sich dort um die „Angestohenen“ stellend. Auf einen Wink der Händlerin gefellt sich ein junger Bursche zu ihnen. Er hat eine enge Hose an, eine blaue Blouse fällt ihm von den Schultern bis auf die Schenkel, und eine blaue Jockeymütze beschattet sein frisches Gesicht. Er stellt sich neben den Körben auf und antwortet kurz und abgebrochen auf die Fragen der Frauen. Als eine kurzschichtige Frau, die etwas wie verblichene Eleganz in ihrer Kleidung hat, in einem Korb herumkramt und mit spitzen Fingern einzelne Äpfel herauslangt, schiebt er sie, ohne ein Wort zu sprechen, zur Seite. Herübersieht die Frau, die anscheinend einen Mann mit ungemachter Karriere hat, umher. Sie geht an den Reihen der großen Kiepen mit den gesunden Früchten entlang. Als sie zurückkommt, schüttet der Bursche die letzten „Angestohenen“ in die alte Lebertasche einer Frau ohne Kopfbedeckung. Die andere Frau kraht sich mit den Fingern durch die Maschen ihrer wollenen Kapuze den Kopf und truppelt davon. Aber noch einige Male wendet sie sich um, und wirft einen verlangenden Blick nach den frischen, duftenden Früchten. —

Literarisches.

g. b. S. Sema. **Moderne Mädchen.** Drama in 4 Aufzügen. Dresden. C. Pierson. 1897. — Von vorn herein muß bemerkt werden, daß diese Arbeit zu den traurigsten Erscheinungen gehört. In der Sprache ist der höchste Grad von Bedernheit erreicht; die Gedanken sind sämtlich aus Mantegazza's „Physiologie der Liebe“ entliehen. Doch nun zur Handlung: Ein junges Mädchen aus guter Familie liebt — mit allen Konsequenzen — ihren Klavierlehrer, einen vollkommen unmöglichen Italiener. Als es ihr mißlingt, den Ungetreuen mit einem Dolche in ein besseres Jenseits zu befördern, vollzieht sie an sich die gleiche unangenehme Operation. Aber das wäre ja noch alles zu ertragen, wenn die Personen des Stückes nur nicht so unglaublich alberne Neben führen würden. So sprechen Menschen niemals, am wenigsten aber „Moderne Mädchen“. —

Geschichtliches.

—ow. Ein geschiedter König. König Ferdinand von Neapel, der im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts regierte, lernte erst durch seine Gemahlin Karoline Lesen und Schreiben. Die unglückliche Unwissenheit des Königs gab natürlich Stoff zu manchen Anecdoten. Unt beglaubigt ist die folgende: Einst kam in des Königs Gegenwart die Rede auf das Ende Ludwigs XVI. Jemand wies darauf hin, daß die Annalen der europäischen Geschichte schon zum zweiten Male die Hinrichtung eines Königs zu verzeichnen hätten. „Zum zweiten Male?“ fragte der König erstaunt. — „Nun ja, in England.“ — „In England wäre ein König hingerichtet worden?“ — „König Karl I. Majestät.“ — „Nein,“ rief Ferdinand mit Wärme und Entrüstung, „nein, mein Herr, das ist unmöglich, da sind Sie falsch unterrichtet. Die Engländer sind ein zu loyales und braves Volk, als daß sie einer so niedrigen That schuldig sein könnten.“ Er war damals mit den Engländern gegen Frankreich verbündet und ehrte in ihnen die Vorkämpfer gegen die Revolution. Nach einer Pause setzte er hinzu: „Verlassen Sie sich darauf, das ist eine bloße Erfindung, von den Pariser Jakobinern in die Welt gesetzt, um ihr Verbrechen durch das Beispiel einer so großen Nation, wie der englischen, zu verringern. Es mag ihnen gelungen sein, ihr eigenes Volk damit zu täuschen, aber wir werden uns, will ich hoffen, von ihnen nicht berücken lassen.“ —

Aus dem Tierreiche.

— Seidenschwänze. Aus Stettin wird der „Magd. Ztg.“ geschrieben: Den Besuchern des hiesigen Vogengarten bot sich am Sonntag früh ein seltener Aublick. Eine Schaar buntgefiederter

Bögel, etwa 500—700 Stück, hatten sich in den hohen Bäumen niedergelassen und hielten sich aus den reich mit rothen Beeren behangenen Weißdornbäumen ihr Frühstück. Es waren dies „Seidenschwänze“, die mit einer hübschen Haube bedeckt sind und deren Schwanz und Flügel die schönsten Farben tragen. Diese Bögel sind voraussichtlich durch starken Schneefall und dadurch herbeigeführten Nahrungsmangel aus den Wäldern ihrer nordischen Heimath vertrieben, denn nur durch zwingende Umstände werden sie veranlaßt, Deutschland aufzusuchen. Sie kommen nicht alljährlich zu uns, sondern durchschnittlich nur im fünften Jahre und bleiben dann den Winter über bei uns. —

Aus dem Thierleben.

— Im „Intern. Thiermarkt“ erzählt Hartmut: „Im verfloffenen Frühjahr hatte ich zwei prachtvolle Pelingtonen erstanden. Sie wurden in einem geräumigen, mit hoher Mauer eingefriedigten und mit einem hübschen Teiche versehenen Hofraum untergebracht, der den Thieren einen unfreiwilligen, aber reichlichen Tummelplatz bot. In demselben Hofe hatte ich einen kurz vorher gefangenen, etwa zweijährigen Fuchs, der ausschließlich Fleischkost bekam, an der Kette liegen. Wenige Tage nach Ankunft der Enten machte ich die überraschende Entdeckung, daß dieselben in allernächster Nähe des Fuchses herumsnattelten, der ohne sichtlich Eindruck die Furchtlosen dicht an seinem Lagerplatz vorüberwadeln ließ. Ja, am folgenden Tage, als ich einem Freunde das sonderbare Schauspiel zu zeigen mich anschickte, fanden wir zu unserem Erstaunen die beiden Enten unmittelbar an der Fuchshütte liegend, an ihrer Seite Meister Meinecke friedlich in der warmen Mittagssonne hingestreckt. Die Freundschaft zwischen den drei Thieren wurde von Tag zu Tag inniger und schien, als ich den Fuchs gar von der Kette gelöst hatte, noch zärtlicher. Fuchs und Enten tummelten sich gemeinschaftlich im Sande, theilten sogar ihr Nachtlager, und wenn die Enten in ihr ferntes Element wadelten, rannte der Fuchs winselnd um den Teich herum, als ob er für Leben und Gesundheit seiner Spielgenossen besorgt sei. Noch heute besteht das ungewöhnliche Freundschaftsverhältnis zwischen diesen Thieren ungetrübt fort, und es ist mehr als interessant mit anzusehen, wie der alte Fuchs gleich einem eifersüchtigen Großvater die drei jungen Entchen, welche das alte Paar mittlerweile als Zuwachs erhalten hat, beschützt und verzärtelt.“ —

Gesundheitspflege.

is. Die Forderung nach gesunder Milch. Dr. Budin, ein Arzt von der Maternité in Paris, hat neulich einen Bericht über Untersuchungen der Ernährung durch Milch, welche von einer besonderen Kommission geleitet wurden, veröffentlicht. Es wird darin festgestellt, daß Milch, die weniger als 30 Gramm Butter auf das Liter enthält, nicht mehr als ein gesundes Nahrungsmittel zu betrachten ist und auch nicht mehr unter dem Namen Milch verkauft werden sollte. Jedermann weiß, daß Milch sehr dem Verderben ausgesetzt ist, indem die Zahl der in ihr enthaltenen Keime rasch zunimmt, daher ist die Sterilisation der Milch durch Kochen notwendig. Wenn man Milch zu diesem Zwecke dreiviertel Stunden lang in einem Gefäß mit kochendem Wasser hält, so genügt dies, wenn sie innerhalb 24 Stunden getrunken wird. Ein Gehalt bis auf 110 Grad Celsius ist unter allen Umständen hinreichend, alle Mikroben in der Milch zu tödten und dieselben zu einer unschädlichen Nahrung zu machen. Um Milch dagegen ungekocht genießen zu können, müssen schon die genauesten Vorsichtsmaßregeln beim Melken und beim Verkauf beobachtet werden, sonst wird ihr Genuß leicht gefährlich. Der Pariser Arzt stellt die Forderung auf, daß arme Mütter nöthigenfalls von den Gesundheitsbehörden mit sterilisierter Milch, bezw. mit Apparaten zur Beschaffung derselben versehen werden müßten. Die Ärzte müßten auch das Recht haben, gelegentlich Milch wie Arznei zu verschreiben, und dieselbe muß auch ebenso wie Arznei in tadellosem Zustande jederzeit käuflich sein. Der Bericht schließt mit dem Satze, daß Milch ein so nothwendiges Nahrungsmittel ist, daß sie so billig als möglich verkauft werden müßte. —

Meteorologisches.

— Das Brockenespens in den Dolomiten. Aus Welschnoven wird dem „Münch. N.“ unterm 21. November geschrieben: Die herrliche Herbstwitterung, deren wir uns erfreuen, lockt immer noch Touristen in das Karerseegebiet, zumal da sich die Eggenthaler Straße im besten Zustande befindet und eine milde Sonne von dem tiefblauen Himmelsgewölbe auf die noch schneefreien Bergespitzen herniederschaut. Wenn in den Morgen- und Vormittagsstunden die leichten „Steinwäbel“ um die bleichen Häupter der Dolomiten hüpfen und die ganze Gebirgslandschaft wie in einen zarten wallenden Flor eingehüllt erscheint, kann der einsame Wanderer nicht selten ein fesselndes Naturschauspiel hier genießen. Vor wenigen Tagen stieg der Kaufmann Arnold Amonn aus Bozen von der Welschnovener Alpe oberhalb des Karersees zur „Rothwand“ hinauf, die dem vieljäckigen Latemar nordöstlich gegenüberliegt. Steinwäbel behinderten die Aussicht. Herr Amonn erreichte eine sogenannte „Scharte“, wo sich ihm das seltene und wunderschöne Schauspiel einer Luftspiegelung darbot. Im Nebel bildete sich in einer Entfernung von etwa 20 bis 25 Metern ein kreisförmiger Regenbogen und mitten in

diesem erblickte der Tourist sehr deutlich seine eigene Gestalt mit allen ihren Bewegungen. Die Naturerscheinung wiederholte sich zweimal, dauerte aber nur wenige Minuten. Es war zwischen 8 und 9 Uhr vormittags. —

Humoristisches.

— Englische Studenten-Ülke. Vor einiger Zeit kam Lord Russell, der Lord Oberrichter nach Cambridge, um daselbst zum Ehrendoktor promovirt zu werden. Des Abends gab der Vizekanzler der Universität einer Reihe hervorragender Richter ein Bankett im Festsaal, nach welchem sich die Gäste zu einem ganz intimen Plausch in eines der kleineren Gemächer des Colleges begaben. Man war bester Laune und brach erst spät auf. Aber der erste, der zur Thür kam, bemühte sich vergebens, sie zu öffnen, der zweite und dritte dergleichen, bis man schließlich die wahre Lage erkannte: die äußere Klinke war mit Draht an den Pfosten gebunden, und der Anstrengung aller Herren Richter zum Troste ließ sich die Thür nur einige Zoll weit öffnen. Der Vizekanzler (Rektor) war in der höchsten Verlegenheit, nahm beide Hände, ein Tischmesser und was ihm sonst unterkam, zu Hilfe, aber umsonst: der Draht war der Stärke und zahlte ihm seine Eingriffe mit blutigen Schnitten heim. Die Uebelthäter, Studenten natürlich, standen inzwischen unbemerkt in einer Ecke des Korridors und freuten sich wie Waz und Moriz. Das war jedoch nicht alles. Ein Theil der Verschworenen hatte sich inzwischen aufs Dach begeben, wo sie just in den Kamin, der zu dem fraglichen Zimmer hinunterführt, einige Krüge Wasser gossen und dann rasch die Oeffnung bedeckten, um den Rauch nicht entweichen zu lassen. Im Nu war das Zimmer in Qualm gehüllt und, horribile dictu, Ihrer Majestät Richter begannen schenksüchtig zu fluchen. Man riß die Fenster auf, und ein Gast nach dem andern purzelte mit so viel oder so wenig Grazie, als er nach dem lustigen Abend noch austreiben konnte, auf den sechs Fuß tieferen Rasen hinunter. —

— Mißverstanden. Herr Bemmen: „Ich brauche Sie sehr nothwendig a Vaar Herrenstiebel — weß Knebbchen!“ Ladenbesitzer (erstaunt): „Herrenstiebel mit weißen Knöpfen? — — Nein, die führen wir nicht.“ — („Lust. Bl.“)

Vermischtes vom Tage.

— Die in Memel beheimathete Brigg „Freundschaft“ ist bei Ruhau (Rußland) gestrandet. Vier Mann der Besatzung sind ertrunken. —

— Einen grauenhaften Tod hat in Weiswasser D. L. ein Maurer gefunden. Er legte sich in einem Neban neben einem stoßlosen auf Stroh zur Ruhe nieder. Das Stroh fing Feuer und setzte die Kleider des Mannes in Brand, der erst erwachte, als er über und über brannte. Er vermochte sich noch zehn Meter weit zu schleppen, dann brach er zusammen. Am Morgen fand man seine vollständig verkohlte Leiche. —

— In Liebenthal bei Löwenberg sind infolge der herrschenden Diphtheritis-Epidemie die Volksschulen bis auf weiteres geschlossen worden. —

— Die Gemeindevertretung von Laurahütte hat in ihrer letzten Sitzung den Erlaß einer Polizeiverordnung beschlossen, welche jungen Leuten unter 17 Jahren das Rauchen auf der Straße und den Besuch der Schankwirtschaften verbietet. —

— In Nordhausen wurde eine Stradivari-Geige entdeckt. Ihr Werth beträgt 5000 M. Ihr jetziger Besitzer hat sie vor kurzem von einem Antiquar um 12 M. gekauft. —

— Nach bekanntem Muster. Für die Bürgermeisterstelle in Emmerich haben sich 28 Bewerber gemeldet. Einer der Herren ist, wie die „Köln. Volksztg.“ mittheilt, bereit, falls der Stadtrath es wünscht — katholisch zu werden. —

— Oh! Im Konzertsaal der Mainzer Liedertafel erfolgte am letzten Sonntag eine musikalisch-dramatische Aufführung. Unter anderem wurde auch das Singspiel „Mozart“ gegeben. Die Darstellerin des 13jährigen Mozart erschien dabei in einem Weiberröckchen. —

— In Petschek (Böhmen) ist die Zuckersfabrik niedergebrennt. Mehr als 20 Gehöfte wurden von dem Feuer ergriffen. —

— Eisenbahn-Unglück. Auf dem Bahnhofe zu Tournay sind zweizüge zusammengefahren. Mehrere Personen wurden getödtet, mehrere andere verwundet. —

— In London wurde die Münzensammlung Montagu versteigert. Das Gesamtergebnis beträgt über eine Million Mark. —

— In Oklahoma (Nordamerika), wo die Frauen das Stimmrecht haben, ist Miß Ada Curritt — Polizeipräsident. —

— Auch ein Schulbezirk. In Cañas (Nordamerika) fand der Staats-Schulsuperintendent einen Farmer, der, als der einzige Bewohner eines Schulbezirks, jährlich mit seiner Familie eine Bezirksversammlung abhielt, bei der sodann er, seine Frau und sein Sohn als drei Mitglieder der Schulbehörde erwählt wurden. Dann wählten sie eine Schullehrerin und stellten die Tochter als Lehrerin mit 40 Dollars Gehalt pro Monat an, während der Sohn der einzige Schüler war. —